

Magdalena Jagelke

Ein gutes Verbrechen
(Auszug)

Steckte Mutter früher ihr Haar hoch, war ihre bronzene Haut besser sichtbar. In ihrem Gesicht steckten grüne Augen, Fremde starrten Mutter an, die Männer piffen ihr hinterher. Schneite es, zog Mutters mich zu sich auf den Schoß und wir hockten am Fenster, vor dem die Flocken tobten. Mutter erzählte von dem Tag meiner Geburt, dass sie unter den Schmerzen hinaus in einen Sturm schaute und dass sie mir, als ich schließlich auf ihrer Brust lag, vorsang, dass sie an Gott dachte, während sie so sang.

hinausgehen und den Drachen töten
gegen Riesen kämpfen
so wird es sein, mein Kind

Mutters Mutter besuchte uns manchmal. Sie legte nie ihre Tücher ab. Dahinter verbarg sich ihr wildes Seelentier. Ich fürchtete mich vor diesem Tier.

Großmutter war ein Tier, Vater ist Soldat, von ihm lernte ich, wie man schlaffe Säcke boxt. Er scheuchte mich durch das Haus. Mach dies, Tara, hol das.

Mutter kochte selten und nahm mich kaum in den Arm. Sie tanzte auf den Illustrierten, die für Hausfrauen gedruckt werden. Erst verließ sie Vater und später mich, sie sagte

- Du bist alt genug.

Sie griff nach ihrer Jacke an und ging einfach aus der Tür. Dass das das Beste war, was man mir antun konnte, ein gutes Verbrechen, erfuhr ich erst später.

Zuerst war ich wie taub. Ich lief von einer Ecke zur anderen,
weinte im Zimmer, mit dem Regen, der vor den Fenstern
lärmte, ging als ob auf Scherben, zog die Vorhänge
auseinander und der Mond fiel über mich herein mit all seinen
dummen Mysterien. Dem Mond beichtete ich meinen
Kummer. Zum Trost drückte der Mond mich mit seinem Glanz.
Doch konnte ich nicht aufhören, zu weinen, wollte nachts nicht
schlafen. Tag und Nacht vermischten sich, ich saß im
Zwielicht vor einer Packung Rasierklingen.
So stellte ich mir den Tod vor. Als etwas, das einen aus dem
Vorher in ein Nachher reißt.
Ich sah meine Seele sterben, doch Engel bastelten mir schon
eine neue. Erst wenn Engel aufhören zu basteln, geht es mit
allem wirklich zu Ende.

Das Geld, das Mutter daließ, teilte ich mir auf. Ein paar Münzen nahm ich jeden Tag mit zur Schule. Ich freute mich auf das Kantinenessen. Im Unterricht schrieb ich mit, als ob nichts wäre, als wartete Mutter im Vorort auf mich. Ich meldete mich, dann schrieb die Lösung an die Tafel. Ich hoffte, dass man mir nicht ansah, dass Mutter mich verlassen hatte. Fragte man mich, wie es Mutter geht, entgegnete ich

- Gut.

Ich lud die Mädchen nicht zu mir ein. Wir verabredeten uns zum Lernen in ihren Wohnungen. Ihre Mütter waren fürsorglich, schauten ins Zimmer und brachten Kekse. Die Fürsorglichkeit fand ich übertrieben, aufgesetzt und eigenartig.

Die Mütter beharrten darauf, mich nach dem Lernen nach Hause zu fahren. Das war der Gipfel der Fürsorglichkeit. Viele Meter vor dem Block sagte ich,

- Es ist hier. Stopp, bitte!

Ohne danke zu sagen, sprang ich aus dem Wagen, in das Laternendunkel.

Mutter schickte mir die Liste, eine Aufstellung der Kosten, bis ich volljährig würde, unterschrieben mit *Viel Glück, Liebes*. Sie überwies die Miete, am ersten eines jeden Monats steckte ein Scheck im Postkasten.

Aus der Ferne, in der sie nun wohnte, sorgte sie für mich. Es interessierte mich nicht, wo sie das Geld her hatte. Der Poststempel war verwischt, der Umschlag trug keinen Absender. Trotzdem spürte ich das Band zwischen uns. Es flatterte in der Luft und zwischen den Bäumen in der Welt. Ich betrat Mutters Zimmer. Als wäre sie gestorben, um es zu lüften, Staub setzte dort an.

Ich entsorgte ihre Kleider, brachte die Tüten zur Altkleidersammlung. Bevor der Stoff verblich, bevor die Motten alles fraßen.

Dinge, die keinen Wert mehr hatten. Ich verkaufte Mutters Schmuck und bereute nicht, ihn verkauft zu haben.

Jeder Quadratmeter der Wohnung ist kostbar. Den Platz brauche ich für mich, auch den Platz in meinen Gedanken. Ich musste alles neu ordnen, auch Mutters Platz in meinem Kopf. Manchmal hasste ich es, mutterseelenallein zu sein. Ich pinkelte auf das Geld, das Mutter mir schickte, ließ es auf der Heizung trocken, dann ging ins Einkaufszentrum und zahlte damit das Brot.

Geld stinkt. Mutter log. Die Erde dreht sich weiter. Kein Geld der Welt kann die Welt aufhalten. Sie bleibt auch dann nicht stehen, wenn Mütter verschwinden oder Revolutionäre Mühlen in Brand stecken.

Im Winter taut Schnee, aber sehr langsam. Betrachte ich den Schnee, wird es warm um mein Herz herum. Manchmal weiß ich nicht, wohin mit meinem Herz. Wohin mit den Empfindungen, die mich übermannen.

Ich gesellte mich zu den Jungen, die abends vor dem Block standen, schaute zu, wie sie ihre Hunde aufeinander hetzten.

Sie ließen sogar Hühner gegen die Hunde antreten. Die

Hunde rissen die armen Hühner auseinander. Das Blut der Hühner schimmerte im Halbdunkel in dem von einer Glühbirne beleuchteten Raum im Keller. Den Duft, den das Blut verströmte, drang über das Fenster hoch. Je weiter oben man wohnt, desto schwächer die Gerüche. In den oberen Stockwerken ist man dem Himmel näher. Gott näher, den der Gestank der Welt nichts angeht. Gott hat seinen Himmel, den Menschen überließ er Wälder.

Man kann in den Wald gehen und die Luft dort einatmen. Man darf kein Holz sammeln. Wohnungen haben keine Kamine. Wohnungen sind mit Heizungskörpern ausgestattet. Ich fürchte mich vor der Firma, die die Heizungskosten einnimmt.

Am Wochenende mache ich window-shopping, gehe ins Kino oder ins Theater.

Es vergehen Werktage, Wochen, Jahre. In den Straßenecken häuft sich der Müll.

Die Menschheit bleibt ein Ordner voller Adressen. Wild geht es nur noch im menschenleeren Raum zu, auf unentdeckten Planeten, wo kein Leben in den Tiefen steckt.

Während man vor sich hinsinniert, geht die Sonne unter, die Dunkelheit streckt ihre Klauen aus. Die Geister kriechen aus ihren Löchern.

Ich schließe die Tür ab und stelle das Weinglas ab, chatte unter falschem Namen mit Leuten aus aller Welt. Alle beschäftigen sich mit denselben Fragen. Alle drehen sich im Kreis. Alle schwimmen mit dem Strom. Die gegen den Strom schwimmen, geben ihre Haltung nicht preis. Oder sie chatten nicht, weil sie im Gefängnis sitzen.

Dagegen, dass ich auf Formularen eine Nummer bin, protestiere ich nicht. Ich schwimme mit dem Strom.

Es stört mich noch nicht einmal, dass hier im Vorort die Hunde bellen. Ich schließe nicht das Fenster, benutze keine Ohrstöpsel.

Der Vorort, in dem ich wohne, ist nicht der Nabel dieser Welt. Das weiß ich, seit ich in Gent eine Scheibe Brot probiert habe. Das Brot war so lecker, dass ich mich dafür schämte, mein Brot jahrelang beim selben Bäcker gekauft zu haben. Überhaupt bietet das Länderdreieck Möglichkeiten, falls plötzlich Besuch vor der Tür steht. In Lüttich auf Simonons Spuren wandeln, die Gärten in Nancy erkunden, weiter fahren nach Brügge.

Als ich von der Ausstellung in Metz erfuhr, rief ich Vater an, sagte Napoleon in den Hörer. Vater beantragte in der Kaserne Urlaub. Vor Napoleons Portraits salutierte er nicht nur innerlich.

Seltsam, wie Vater mir Trost spendet, ohne dass er mich tröstet, allein dadurch, dass er Soldat ist. Ich stehe vor dem Spiegel und fühle mich getröstet, sage zu dem Spiegelbild:

- Du Soldatentochter.

Ich stelle mir vor, dass Generäle unten stehen und meinen Briefkasten bewachen, die Geschosse abfangen.

Soldaten vor dem Briefkasten, nicht nur vor meinem, das wäre wahrer Schutz, eine Revolution.

Ich rief Vater an in dem Ort, in dem er dient, der Kaserne in der Nähe Russlands und fragte ihn nach seiner Meinung.

Warum das so ist. Wie es dazu kommen konnte.

- Was für eine blöde Frage. fauchte Vater in der Hörer. - Denk nach, Mädchen. Wer bekommt Briefbomben? Du und ich etwa?

Ich, flüsterte es in mir.

Es ist es besser, Vater nach dem Mund zu reden. Sonst wird er wütend und das ist nicht gut für ihn. Er leidet unter hohem Blutdruck und soll sich nicht aufregen. Außerdem lohnt sich Ärger mit Vater nicht. Er ist die Option, falls hier nichts mehr klappt. Dann wandere ich zurück in die Kaserne aus, lebe bei den Militärs, bis ich gestorben bin. Dass ich zu ihm ziehe, schlug Vater vor, als er erfuhr, dass Mutter verschwunden ist.

Ich sagte es ihm erst dann, als die Trauer verfliegen ist und der erste Scheck angekommen war.

Die Zeit bis zum Abitur brachte ich lernend und sparend zu. Schließlich rechnete ich das Geld durch. Es würde für das Studium reichen. Auch für ein Auto würde es reichen. Den Führerschein hatte ich mit siebzehn schon in der Tasche. Mit achtzehn kaufte ich den Volvo.

Der Volvo kostete nur sechs Tausend, er war silbern und hatte abgewetzte Stoffsitze. Ich hielt das Geld dem Autohändler hin, er dankte mit einem Lächeln.

- Viel Spaß dann.

Ich grinste zurück.

- Danke.

Ich befestigte den Autoschlüssel an meinem Schlüsselbund. Vorschriftgemäß fuhr ich in Richtung Vorort. Mit 50 kmh, mit 30 im Vorort, als ich auf den Parkplatz hinter dem Block zufuhr. Ich wunderte mich, dass nichts frei war, fuhr mehrere Runden. Dann fand ich doch einen Platz zum Parken, in der Straße am Einkaufszentrum. Ich drängte den Volvo zwischen die beiden Wagen, die dort standen, stieg aus und schaute nach. Der Volvo stand sehr eng. Trotzdem schloss ich die Türen ab, ließ ihn einfach so dort stehen. Ich zuckte mit Schultern.

- Klappt schon Wird schon keiner merken.

Vielleicht war es zu leichtfertig, mit den Schultern zu zucken, im Vertrauen auf das Gute in den Menschen, das ich damals hatte.

Ich ging nach Hause, setzte mich vor den Fernseher und verschwendete keinen Gedanken mehr an den Volvo.

Mit dem Volvo war es wie mit einem Hund, oder wie Mutter und mir. Ein wenig Verständnis blitzte auf in mir. Mir war unwohl bei dem Gedanken, Verantwortung zu tragen, wenn auch nur für das Blechkonstrukt mit dem Stempel Volvo

darauf. Ich war keine gute Blechmutter, darin ähnelte ich meiner Rabenmutter, ich war eine Blechrabenmutter, eine, die vergisst, dem Baby Benzin geben.

Morgens wachte ich auf und es fiel mir sofort ein, der Gedanke, dass da etwas war. Der Volvo. Ich sprang aus dem Bett.,

Doch er stand noch dort, wo ich ihn geparkt hatte. Die anderen Autos weg, es musste ein Werktag gewesen sein. An der Windschutzscheibe des Volvos steckte ein Zettel, die Drohung, mein Parkverhalten würde angezeigt.

Ich stieg in den Volvo. Weg, dachte ich nur. Den Volvo loswerden. Das Kind in den Brunnen schmeißen.

Lästige Babys verschwinden hinter Klappen, aufsässige Hunde gibt man in Heim ab. Meinen Volvo bin ich auf einem Schrottplatz losgeworden. Unter Wert, so eilig hatte ich es, die Last von mir abzuschütteln.

Dann stieg in den Bus, fragte mich, wen anrufen, ich hatte das Bedürfnis, über das Volvo-Problem zu reden. Es fiel mir niemand ein. Ich erzählte es dem Busfahrer. Er sagte, ich sei nicht die Erste, die falsch geparkt hatte.

Kein bisschen getröstet stieg ich aus dem Bus aus, es dämmerte bereits, ich drehte noch ein paar Runden. Ich hatte keine Lust, in die Wohnung zu gehen, hockte auf der Treppe, bis der Mond zu glitzern begann.

Ich wartete auf die Jungen mit den Kampfhunde an den Leinen, doch sie ließen sich nicht blicken und mein Problem nahm überhand.

Irgendwie schaffte ich es, mich aufzuraffen, hing morgens in der Küche vor dem nicht gedeckten Tisch. Ich zwang mich, Wasser in den Automaten zu schütten, schaute, wie sich der Becher langsam füllte.

Als ich noch studierte, zwang ich mich, zu frühstücken. Ich bin kein Frühstückstyp, ich trinke morgens lieber Tee oder Kaffee. Am liebsten Kaffee, schwarz. Manchmal übergab ich mich nach dem Frühstück vor den Vorlesungen.

Mit meinen Gedanken nicht bei der Sache saß ich im Seminarraum, wenn ich vorher kotzen musste.

Ich hoffte, die Anzeige sei verschwunden. Auf eine Art vergessen, von Geister Hand zerstört. Doch musste ich lernen, dass in Ämtern nichts verschwand. Mein Gehirn speicherte das Datum. Ich weiß noch, dass es ein Dienstag war. Neunzehnter April zwei Tausend und elf. Mein Gehirn weiß noch genau, was sich an jenem Tag bei mir tat.

Morgens, bevor ich losging, aß ich eine Scheibe Brot, es war mit Käse und Gurkenscheiben belegt. Ich fuhr mit dem Bus zur Universität. Erst saß ich in der Bibliothek, später im Universitätspark. In meinem Kopf sausten die Formeln, über mir lärmten Vögel und ich richtete mich auf, floh vor dem Lärm der Vögel, doch die Vögel waren überall. Sie kreisten über der Stadt, über der ganzen Welt. Nach der Vorlesung saß ich im Bus und hoffte, die Vögel brechen nicht durch die Decke durch.

Bevor ich in die Wohnung ging, kaufte ich Knabberzeug. Mein Gehirn weiß noch, dass es Salzstangen waren, außerdem Maoam und mehrere Dosen Coca Cola. Das alles stopfte ich in meinen Rucksack.

Mein Gehirn weiß auch noch, dass an der Treppe ein Fahrrad lehnte, obwohl ein Schild das Abstellen von Fahrrädern dort verbot. Ich betrat den Flur und knipste das Licht an. Im Briefkasten steckte ein Umschlag ohne Absender. Ich riss den

Brief auf und fand den Absender. Die Polizei. Eine Aufforderung, in der Wache zu erscheinen.

Denke ich an die Unterredung mit den Polizisten zurück, wundere ich mich, dass mein Körper zittert. Schließlich nahm man die Anzeige gegen mich zurück, bin ich mit einem Strafzettel davongekommen.

Stark geschminkt, im Minirock, von Angst ergriffen und dem Weinen nahe saß ich vor den Polizisten und beteuerte meine Unschuld. Sie starrten mich an, ich dachte mir, wie einen Verbrecher, die Worte Strafe und Gefängnis huschten durch meinen Kopf. Ich glaubte, mich verhört zu haben. Die Polizisten nahmen mich nicht ernst.

Einer der Polizisten lachte auf, der andere bestätigte, dass ich mich nicht verhört habe. Der andere hörte sagte schnippisch, ich hätte Glück gehabt, dass nicht jeder Falschparker so ein Glück hat. Ich nickte

- Natürlich.

Ich zahlte die Strafe. Die Polizisten empfahlen mir Fahrtrainings. Ich nickte wieder, sie gaben mir Flyer mir. Wieder ein Nicken. Ein sanftes Lächeln.

- Pass in der Zukunft besser auf, Mädchen.

Der Polizist hielt mir die Tür auf.

Genauso wie ich zur Wache kam, fuhr ich wieder zurück, die Busnummer war dieselbe, in mir aber hatte sich etwas geändert. Es war, als hätte man einen Teil von mir überfahren, mein Vertrauen in das Gute in der Welt erschüttert.

Vorher hatte ich keine Angst vor dem Postkasten. Ich öffnete die Briefe und las sie einfach. Ich wertete die Briefe von den Ämtern nicht. Ich dachte mir, was soll's, dann rufe ich Vater an.

Nach der Sache mit dem Volvo ist mir klar geworden, dass Kinder wie ich auch zur Rechenschaft gezogen werden. Dass

auch Soldatentöchter Vorschriften brechen können. Ich sah mich in solchem Licht. Ich war nicht mehr unschuldig.

Die Tochter eines Militärmanns kann nicht anders als perfekt sei. Engelsschön, folgsam und still. Das alles war ich nicht mehr.

Am Abend kochte ich und nannte es Verbrechersuppe. Als ich morgens aufwachte, kitzelte die Sonne meine Verbrecherstirn. Ich stand auf, knipste das TV aus, ich muss beim Spätfilm eingeschlafen sein, ging in das Badezimmer und wusch meine Verbrecherhände, die Hände, die falsch parkten, die noch nicht einmal in der Lage waren, einen Nagel in die Wand zu schlagen. Keine flinken Finger.

Mein Körper verschwindet manchmal. Man könnte Nadeln in die Haut stechen, der Schmerz ist nicht spürbar, wenn der Körper nicht mehr da ist.

In solchen Momenten sehe ich nur weiß. Es blitzt in mir auf. Ein Weiß wie das der Badezimmerkacheln.

Ich laufe lieber auf kalten Kacheln als auf weichen Teppichen. So Kuschelteppiche stinken mit der Zeit.

In Teppichabteilungen von Möbelhäusern kriegt man kaum Luft. Muff. Als ich klein war, hatte ich eine Kuscheldecke. Die hatte Mutter mir gestrickt. Sie lächelte und legte mir die Decke um die Schultern, ich lächelte zurück, weil es sich so gehört. Man dankt für Geschenke. Man dankt der Mutter. Man muss höflich zur Mutter sein, weil die Mutter einen gebar.

Ich legte die Decke zu den Motten im Schrank, prüfte regelmäßig, wie weit die Motten mit ihrer Arbeit waren.

Als die Motten das Werk endlich vollbracht hatten, zeigte ich es Mutter.

- Was ist das? fragte sie.

Als sie erkannte, was von der Decke übrig geblieben war, beschuldigte sie mich, die Löcher in die Wolle gefressen zu haben, aus Rache, weil die Decke zu kurz geraten war. Sie hatte Recht. Die Decke war zu kurz. Sie reichte bis zu den Knien nur.

Mutter heulte wegen der blöden Decke. Aber eigentlich, weil sie sich im Vorort langweilte. Sie hatte im Vorort keine Freunde, noch nicht mal alte Freundschaften.

Ich öffnete ein Fenster, setzte mich auf das Fensterbrett und schaute, wie Tüten und Bälle durch die Luft flogen. Unten spielten Kinder mit ihrem Spielzeug, ich ging nicht herunter, machte da nicht mit.

Mutter sagte, ich solle das Fenster schließen, weil es zieht, weil wir uns noch erkälten.

Es gab Nudeln, wenn Mutter ausnahmsweise kochte. Oder Eintopf aus der Dose. Wie man isst, so schaut man aus.

Mutter sah aus wie ihre Tütensuppen. Und es fehlte ihr das gottgegebene Rouge.

Mutter war der Meinung, das ich schnell von Begriff sei. Es stimmte, ich las einen Satz und schon hockte er in meinem Kopf.

- So ist es mit den Genies, sagte sie zu mir. -Andere erinnern sie daran, ein hervorragendes Gedächtnis zu haben.

- Gehen wie auf Watte. Fliegen ohne Flügel. Mein Leben rollt sich jetzt schon vor mir ab.

Bei diesen Sätzen eines zu Tode Verurteilten bleibe ich beim Zappen hängen und wundere mich über den Mann. Ein Interview ein paar Tage vor der Vollstreckung. Einem Genie wäre mehr eingefallen. Das Kamerateam köpfen oder eine Geisel nehmen, ein letztes Aufbäumen, bevor man sich ergibt. Er soll ein Genie sein? Niemals! flüstert es in mir.

- Es kann nicht hell genug vor der Linse sein. sagt er. Im Gegenteil. Ich finde, es kann nicht dunkel genug sein, sonst verschwinden die Geheimnisse und es wird langweilig. Ich google den Mann und finde seinen Eintrag. Ich drucke die Vita aus, will sie im Institut lesen.

Geschichten aus Gefängnissen habe ich sehr gern, nicht der erste Mörder, den ich im Rucksack ins Institut mitnehme.

Nicht erst seit dem Unfall, seit Verbrechen real wurden, stecke ich mit einem Fuß in einem dunklen Labyrinth.

Wären nicht die Geister, würde ich kündigen und etwas anderes werden, Stuntfrau beispielsweise. Stuntleute täuschen gegen Bezahlung Tode vor. Dagegen bin ich ein Nichts. Langweilige Bibliothekarin.

Jemand, der das Glück hat, ein gutes Gedächtnis zu haben, schreibt nie mit. Ich schrieb nicht mit. In den Vorlesungen kaute ich an meinen Nägeln. Ich wunderte mich über mein Gedächtnis.

Mein Gedächtnis und ihre Hobbys trennten mich von den Kommilitonen. Auch verstand ich ihre Hektik nicht und dass sie Gruppen bildeten.

Vielleicht hätte ich ähnliche Hobbys wie die Kommilitonen gehabt, wenn Mutter nicht verschwunden wäre, ich den Volvo nicht falsch geparkt hätte, es keine Briefkästen und Strafbzettel in der Welt gäbe.

Ich brauchte die Anderen nicht. Ich vergewisserte mich nur, dass noch jemand da ist.

Es genügt, ab und zu aus dem Fenster zu schauen. Immer ist jemand da. Ein warmes Lächeln macht sich im Gesicht breit. Man weiß, man ist nicht ganz allein mit sich, selbst wenn man allein vor dem Computer hockt.

Ich hocke gern allein vor dem Computer. Einmal nahm ich ihn auseinander und schraubte ihn wieder zusammen. Es gehörte zum Lehrplan, der Dozent sagte:

- Damit ihr lernt, wie es in einem Computer wirklich aussieht.

Ein Computer ist ein Kasten, der Infoblasen überträgt, hätte ich dem Dozent am liebsten ins Ohr geflüstert. Er war ein junger Informatiker, der in den Lehrbetrieb irgendwie hineingerutscht ist.

Es ist erlaubt, Herzen zu brechen. Ich verabredete mich mit den Studenten, die ich süß fand. Sie wohnten zur Pension bei gut betuchten Damen oder in Studentenwohnheim. Es kam zu Zungenküssen, als die Jungen tiefer küssten, stellte ich mir vor, sie seien der Informatiker.

Liebe ist nichts für Idiotinnen wie mich, die sich an manchen Tagen für ein Genie halten.

Gefühle schmelzen unangekündigt. Der Anblick des Dozenten tat bald nicht mehr weh.

Ich sehe mich manchmal in einer Küche und mit einer Schürze. Das habe ich mir von Mutter abgeschaut. Sie trug eine Schürze vor allem dann, wenn sie nicht kochte.

Irgendjemand wird mich mal lieben. Die Liebe währt ewig, wenn der Richtige auftaucht.

Mutter, du kriegst mich nicht kaputt, flüsterte es in meinem Kopf. Der Job gehörte mir. Die Zusage kam per Post. Eine freundliche Brieftaube. Ich hatte einen Job und einen Studienplatz, war fast vorbestraft, versuchte, den Volvo zu vergessen.

Ich kannte Andere nur vom Sehen. An die Kommilitonen traute ich mich nicht heran. Es war wie mit den Schulfreundinnen, sie würden nicht zu mir in den Vorort kommen. Und wenn ja, dann würden sie nur über das Studium reden. So waren sie. Auch wenn sie in der Mensa saßen. Sie redeten sie über den Lernstoff und über Bewerbungen. Sie konnten nicht abschalten. Programmiert, wie Maschinen.

Auch ich bin eine Maschine, aber mit mir ist anders. Jemand wie ich, Fremder, nimmt sich Dinge einfach heraus. In meinem Leben passt alles zusammen, zumindest für mich selbst. So wie ist, finde ich es ok.

Es machte mir nichts aus, volljährig zu werden. Ich stieß mit dem Mond an, er lachte sein hellstes Lächeln. Was für eine Nacht! raunte ich dem Mond zu, auf dessen Glatze Engel und der Teufel saßen.

Wären Menschen und Monde kompatibel, würde ich mich mit dem Mond verheiraten. Der Mond wäre mein strahlender Gitarrero, jede Nacht vor dem Fenster. Wir wären originell. Der Mond mit mir zusammen würde alles in den Schatten stellen. Allein ist man groß, zu zweit ist man noch größer. Was zwei Hände nicht schaffen, das schaffen vier bestimmt. Ein Wolf ist noch kein Rudel, Kaninchen gibt es wie Heu und noch nie hat eine Henne ein einziges Küken gelegt. Alles zu Massen geboren, später dann unter Qualen zu Mustern gepresst. Die ganze Menschheit ist ein Puzzle-Spiel. Die ängstliche Horde sitzt sicher hinter dem Steuer.

Angst schützt vor Gefahren. Angst dreht den Schlüssel um.
Hat man Angst, geht man nicht hinaus. Die Ängstliche
vergiften die Welt.

In meinen Tagträumen fliehe ich aus der Bibliothek und laufe
mit Hunden, deren Fell parfümiert werden müsste. Die Hunde
können nichts dafür, dass sie zottelig aussehen. Sie wälzen
sich im Dreck, beschnüffeln Müllhalden.

Jemand, der solche Hunde bei der Jagd ertappt, bleibt stehen
und bewundert die Anmut der Geschöpfe. Er kennt die Hunde
nicht. Er weiß nicht, dass auch Hunde leiden. Hunde können
nicht sprechen oder sie wollen nicht darüber reden.

Mit wilder Sehnsucht im Herz und dem Wind im Stinkefell
laufen die hübschen Hunde ihrem Verderben, dem Leben,
entgegen. Sie ahnen, dass die Nächte und Tage kälter
werden, aber sie haben ja immer noch ihr dickes Fell.

- Das Leben ist grausam, Tara. sagte Mutter manchmal.
Ich weiß nicht, ob sie damit Recht hatte.

Gequälte Hunde trifft man beim Milch holen. Ich traf auf sie, weil ich nach Feierabend einen Umweg machte. Ich machte früher Schluss, weil ich Überstunden hatte. Schon immer wollte ich statt nach rechts links abbiegen.

Es fühlte sich nicht falsch an. Ich drehte Kreise in der Siedlung. Seltsam, dachte ich. Es war die Zeit der Vögelflüge. Das Haus des Försters fiel mir ein, bei dem Vater und ich früher einmal Pilze kauften. Wir standen im Flur, auf den Wänden hingen tote Tiere, der Förster lächelte

- Kommen Sie doch hinein.

Wir betraten den Raum, in dem mir bange wurde, weil an der Wand der Kopf eines Wildschweins hing. Die trockenen Pilze lagen auf einem Tisch ausgerechnet unter dem Kopf des Schweins. Der Förster sagte,

- Ich hole die Waage.

Vater pickte die schönsten Pilze aus dem Haufen, ich versteckte mich solange hinter Vaters Rücken.

Ich tröste mich mit der Tatsache, dass alles hier anders ist, nicht wilder als in dem Land, in dem ich geboren bin. Es gibt den Tierschutz. Tiere dürfen nicht Trophäen sein. Keine ausgestopften Tiere hängen an den Wänden. Ich lief weiter, in den Tunnel zwischen zwei Villen, der hinter die Siedlung führte. Am Ende des Tunnels blieb ich überrascht stehen. Dort stand ein Schloss. Eigentlich ein Schlösschen mit weißer Fassade und einem Schild vor dem Tor. Milchhof, Milchverkauf prangte auf dem Schild. Das passte gut. Mich dürstete ein wenig. Ich drückte auf den Knopf. Die Aufschrift an der Klingel verriet den Namen. Feldbach. Der Mann, der aus dem Schloss trat, stellte sich auch so vor:

- Feldbach.

Er trug Gummischeuhe und eine Latzhose.

- Ja, bitte?

- Die Milch. ich deutete auf das Schild.

Er nickte.

- Aah...ja.

Ich folgte Feldbach. In einem der Betriebsgebäude kaufte ich ein Glas Milch.

- Früher waren hier nur Felder, unweit des Feldes floss ein Bach. Deshalb heißt es Feldbach. zwinkerte Feldbach mir zu.

Er drückte das Kreuz durch.

- Baron von Feldbach.

Ich habe keine Ahnung von Aristokraten. Ich fragte, wo das Glas am besten abstellen.

- Schon in Ordnung. sagte er und nahm es aus meiner Hand.

Zurück im Vorort, googelte ich Feldbach.

Es war einmal ein Ritter, der einen Folterplatz errichten ließ.

Dort ließ er Hunde hängen, die ihn bei der Jagd störten.

Unsichtbare Zungen. Federn in der Luft. Ein Wolf, er verschwindet beim nächsten Wimpernschlag. Ich schließe das Fenster. Die Bibliothek ist voll. Kein Platz für neue Geister, wer soll sich um sie kümmern.

Das Führen der Bibliotheksstatistik gehört zu meiner Arbeit. Öffnet sich die Tür, setze ich ein Kreuz. Weiblich, männlich, ich habe zu fragen, Student? Dozent? Manche Nutzer verweigern die Antwort, Manche fragen: wozu die Frage?

- Für die Bibliotheksstatistik. sage ich.

Sie schauen erstaunt drein.

- Was denn für eine Statistik?

Zu meiner Arbeit gehört es auch, Erklärungen abzugeben. Also erkläre ich, dass der Vorgang harmlos sei, die Statistik ausschließlich internen Zwecken dient, Namen nicht angegeben werden müssen, das Ganze anonym sei. Sie atmen auf oder seufzen entnervt oder lächeln mit zuckenden Mundwinkeln.

- Aha. So ist das also.

Besonders misstrauische Bibliotheksnutzer reichten wegen der Statistik eine Beschwerde ein, ohne mich zu informieren, im Vorzimmer des Institutsleiters. Die Sekretärin teilte mir den Eingang der Beschwerde mit. Es hatte keine Konsequenzen. Die Statistik blieb.

Schwierige Nutzer besetzen die besten Plätze. Sie sitzen gern an Fenstern, im Winter frage ich sie, ob es warm genug sei. Ob es nicht zieht, der Drucker nicht zu laut druckt. Schwierige Nutzer sind wie Kinder, als Angestellte muss man sie bemuttern.

Im Aufzug frage ich mich, ob der Alarmknopf noch funktioniert. Ich will es ausprobieren, doch da öffnet sich schon die Tür, ich schiebe den quietschenden Bücherwagen vorwärts durch das Magazin. Hier unten kenne ich mich aus. Ich nehme Rücksicht, erschrecke die Geister nicht, knipse nicht das Licht an, streiche über das kalte Fell.

Zur Begrüßung und nach Feierabend drücke ich die toten Pfoten, in den Werkstunden rede ich mit den unsichtbaren Hunden.

Würde ich die Geister bei der Statistik berücksichtigen, würde das die Bibliotheksordnung durcheinander bringen. Die Öffnungszeiten würden sich verlängern. Geisterverständige würden eingestellt werden.

Werktags Milch trinken. Ich nahm eine Kanne mit, freute mich auf den Feierabend, die Führung durch Feldbachs Schloss. Feldbach zeigte mir die Zimmer, an den Wänden hingen Waffen, Feldbach nahm ein Schwert herunter und hielt es hoch.

- Nulle terre sans seigneur.
- Sie sprechen Französisch?

Feldbach lächelte.

- Aber selbstverständlich, das gehört zur Tradition.

Er verriet mir ein Geheimnis. Etwas, das nur der Adel weiß. Er erkennt sich an den Schwertern.

- Hängt ein Schwert am Feld, sagte Feldbach – so bedeutet das, dass dort ein Edler wohnt.

Selbst dem Boden von armen Junkern, eher Bauern als Aristokraten, durfte ein Schwert nicht fehlen. Der Adel ist für den Kampf geboren.

Ich fragte

- Warum Milch, Herr Feldbach, warum sind Sie nicht Soldat geworden?
- Wegen dem Karma. entgegnete er. - Zu viele Tote. Der Tod verdirbt die Generationen.

Non sunt fructus nisi deductis impensis. Feldbach verkauft Äpfel, vermietet die Laube im Schlossgarten. Bei den Hochzeiten duftet es nach Apfelblüten. Der Apfelwein verkaufe sich im Sommer sehr gut. Er sagte, falls ich einmal heirate, dann vielleicht sogar in Feldbachs Schloss.

- Ich würde die Laube für Sie reservieren. Zu Sonderkonditionen.

Das Fräulein, ich, sei ihm sympathisch.

Vim vi repellere licet. Der Ritter, der die Hunde folterte, starb durch die Hand eines Hundesrächers.

Una eadenque nobilitas. Schwerter, Wappen, Siegel, Diener in Livreen, Hüte mit Federn, Saison, Pferde, Jagdhunde.

Ich trank die Feldbach'sche Milch, bis ich die Geschichte

gelernt hatte und nun kaufe ich die Milch wieder im
Discounter.

Feldbach sagte, die Feldbach'sche Milch sei gesund und die
aus dem Supermarkt Gift für den Magen.

In anderen Vororten brennt es manchmal. Auch liest man in
den Wortblasen, den „News aus den Banlieues“, dass zum
Beispiel an Bussen fehlt.



Die Worte schwirren in den Gedankenblasen. Die Banlieue-
Bewohner kommen anonym zu Wort. Citoyen Q sagt, im
Banlieue gebe es keine Nachtbahn, dafür eine Autobahn nur
in der Nähe, wer kann sich schon ein Auto leisten. Citoyen R:
Hier lebe man von Luft und Liebe, von Ballons, die Träume
heißen und in den Banlieues platzen.

Ich interessiere mich für Filme aus Vororten, abonniere die
Vorschauen der Kinos in den Banlieues.

Vita

Magdalena Jagelke, 1974 in Polen geboren, lebt seit 1986 in Deutschland. Sie hat mit einem Stipendium des Hauses Thurn und Taxis Amerikanistik studiert, danach einen Master der Bibliotheks- und Informationswissenschaft erlangt und in juristischen Bibliotheken gearbeitet.

Nominierung für den Lyrikpreis München. Veröffentlichungen in Print und elektronisch. 2012 ist die Textsammlung „Todesmär“ im Mückenschweinverlag erschienen. „Sich in Polen einen Bob schneiden lassen. Storys“ im E-Verlag CulturBooks (2015). Texte aus der Sammlung sollen ins amerikanische Englisch übersetzt werden. Alleinerziehende Mutter eines Sohnes.